



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Der Graf von Noer.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Der Graf von Noer.



er kannte außerhalb des Kreises der Orientalisten den Prinzen Friedrich August von Schleswig-Holstein-Augustenburg, Grafen von Noer, als vor fünf Jahren die Zeitungen die Nachricht von seinem Tode brachten? Der Name trat damals wahrscheinlich zum erstenmale vor die Augen der meisten Leser. Wir wollen im Folgenden versuchen, das Bild dieses Mannes zu zeichnen, wie es uns die vor kurzem von der Witwe des Verstorbenen herausgegebenen Briefe und Tagebuchblätter vor die Seele stellen.\*) Bleiben auch in diesem Briefwechsel und in den sonstigen Aufzeichnungen merkliche Lücken, so wird uns doch genug mitgeteilt, um uns den Zusammenhang ungefähr versinnlichen zu können.

Der Prinz war der Sohn des Herzogs August Emil, und war in Schleswig am 16. November 1830 geboren. Die Neigung zu literarischen Studien, zu ausgedehnterer wissenschaftlicher Ausbildung ist in der fürstlichen Familie nicht neu; war doch unter andern sein Großvater der Gönner Schillers. Als einziger Sohn war er ein etwas verzogener Knabe, durch ungeeignete Lehrer erlitt sein Unterricht so große Einbuße, daß er später klagte, er habe an diesem Mangel sein ganzes Leben hindurch zu leiden gehabt. Der Vater, ein leidenschaftlicher Soldat, dachte garnicht daran, daß der Sohn jemals eine andre Richtung nehmen würde, er bemühte sich, die Erziehung nach seinen Absichten zu leiten. Neigungen und Anlagen des Prinzen aber entsprachen mehr der Sinnesart der feingebildeten, gemütvollen Mutter; unter ihrer Einwirkung entwickelte sich des Knaben Gemüt und Phantasie.

Den Aufenthalt zu Noer bei Kiel, dem Landsitze der Familie, unterbrochen im März 1848 die politischen Vorgänge in Schleswig-Holstein. Der Vater stellte sich an die Spitze der Bewegung, Friedrich August trat — trotz der vielfachen Beziehungen, welche die Familie zu Dänemark hatte — in die schleswig-holsteinische Armee. Bereits vier Tage darauf schreibt er seiner Mutter aus dem Kriegslager, wie sehr er nach Büchern schmachte, die Bibel und eine Lebensgeschichte Alexanders des Großen seien die einzigen, die er bis jetzt aufgetrieben habe, und er bittet sie nun, ihm — Kühners griechische Grammatik zu senden.

Der Verlauf des schleswigschen Krieges ist bekannt. Der Prinz erhielt zunächst keine Gelegenheit, sich an einem Gefechte zu beteiligen. „Ich gestehe

\*) Friedrich August Prinz von Schleswig-Holstein-Augustenburg, Graf von Noer. Briefe und Aufzeichnungen aus seinem Nachlaß. Herausgegeben von Carmen Gräfin von Noer. Nördlingen, C. F. Beck, 1886.

— schreibt er einmal —, daß ich des Hin- und Herziehens bereits ein wenig müde bin und eine herbe Sehnsucht nach der Heimat und unserm Stillleben empfinde.“ Aus seiner Abneigung gegen das Soldatenleben macht er kein Hehl, er möchte „die bunte Jacke ausziehen,“ die er hier „mehr und mehr als Uniform des Müßigganges kennen gelernt“ habe. Gleich dem Vater und dem Oheim, die aus dem Heere ausgeschieden waren, wünschte er, namentlich da ihm die ganze Bewegung jetzt entweder „eine leere Demonstration oder ein Kampf mit dunkeln Unmöglichkeiten“ zu werden schien, je eher je lieber den Abschied zu nehmen. Schließlich geboten ihm im Herbst 1849 auch Gesundheitsrückichten aus dem Dienst zu treten und Heilung in einem milderen Klima zu suchen. Australien, nicht das Land seiner Sehnsucht, Indien, wurde vom Arzt zunächst als Reiseziel bestimmt. Mochte ihm auch die Trennung schwer fallen, so fesselte doch das viele Neue, das ihm entgegentrat, seine Aufmerksamkeit im höchsten Grade. Vom Bord des Schiffes schreibt er an seinem Geburtstag den Eltern: „Im ganzen finde ich doch, daß meine Lage eine glückliche ist. Unabhängig wie ich bin, steht mir die Welt offen und die Zukunft. Es ist angenehm, neunzehn Jahre alt zu sein!“ Die Schönheit des tropischen Meeres machte auf ihn einen überwältigenden Eindruck.

Nachdem er ein halbes Jahr in Australien gelebt hatte — wir wollen nicht verhehlen, daß die Begründung dieser Reise und des Aufenthaltes in Australien einigen Zweifel in uns erregt hat — „und das Land und seine Bewohner wenigstens oberflächlich und die Geheimnisse der Schafzucht gründlich kennen gelernt“ hatte, trat er „glücklich darüber, nicht mehr das Opfer australischer Marrenspoffen und Windbeutelereien zu sein,“ über Indien die Rückreise an. In Konstantinopel traf er mit dem Manne zusammen, der auf seine Geistesentwicklung wie überhaupt auf seinen Lebensgang einen bestimmenden Einfluß gewinnen sollte: David Urquhart. Die glänzende Persönlichkeit des phantastischen Agitators, welcher damals und noch mehr in den folgenden Jahren durch seine rastlose Thätigkeit zu Gunsten der Türkei und durch seine Angriffe auf die russenfreundliche Politik Palmerstons bekannt wurde, fesselte auch sofort den jungen Prinzen. „Dennoch habe ich — schreibt er dem Vater, nachdem er ihm auseinandergesetzt hat, wie lästig ein Reisegefährte sei — die verwegene Absicht, mit einem Reisegefährten zurückzukehren, und zwar mit einem vielbekanntem und oft erwähnten Manne, dem Mr. Urquhart, über den ich aber nichts sagen kann, als daß es ein Mann ist, wie es keinen zweiten mehr giebt. Über ihn und von ihm wirst du hoffentlich noch recht viel hören. Auf mich wirkt er wie der Magnet auf den Stahl.“ Der Vater erhob Bedenken gegen den Verkehr mit dem vielgenannten Manne, erhielt aber die Antwort: „Wenn du Urquhart erst kennen gelernt haben wirst, dann bin ich sicher, daß sein Einfluß auf mich dir keine Sorge mehr machen wird.“ Gleich nach der Heimkehr besuchte er mit dem Vater, der samt der Familie die Beteiligung an dem schles-

wigschen Aufstände mit ewiger Verbannung zu büßen hatte, die Londoner Weltausstellung. Das Leben in England gefiel ihm. Durch das Verweilen in den Kolonien hatte er sich unmerklich in die englischen Sitten eingelebt. „Ich fing an, in England heimisch zu werden — schreibt er —, und beschloß im Stillen für längere Zeit dahin zurückzukehren.“

Was ihn hierzu trieb, war vor allem das Bewußtsein seiner unzulänglichen Erziehung. Schon auf der Rückkehr aus dem Orient und noch mehr in Deutschland waren dem Prinzen bange Zweifel aufgestiegen, wie sich seine Zukunft gestalten würde. „Es war mir allmählich klar geworden, daß Privatstudium ungenügend sei, um den Wissens- und Bildungsgrad zu erlangen, nach welchem ich in leidenschaftlicher Sehnsucht strebte. Meinen Vater durfte ich bei all seiner Liebe zu mir nicht zu Rate ziehen, denn er würde den innerlichen Zwiespalt, in welchem ich mich befand, nicht verstanden haben. So erwuchs allmählich in mir der Gedanke, mich selbst jetzt noch einer Schule zu übergeben. Aber welcher? Für ein deutsches Gymnasium war ich nicht mehr jung, für die deutsche Universität nicht reif genug. In London hörte ich von Cambridge und seiner Gelehrtenschule sprechen, und was ich erfuhr, schien mir für meine Lage passend.“ Im Familienrate gaben die Eltern, „die Mutter mit innerlichem Verständnis, der Vater mit befremdlichem Kopfschütteln,“ ihre Zustimmung. Am 2. Februar 1852 trat der Prinz in Cambridge als Fellow commoner in das College of Trinity ein. „Demgemäß trage ich einen blauen Talar mit Silberlitzen, eine Art Chorrock, in dem ich mit großer Würde einherstreite.“ Er kam sich in den neuen Verhältnissen zuweilen recht wunderbar vor; aber sein entschiedner Wille war: „Ich bin hier Schüler, nichts mehr und nichts weniger, und ich will nichts andres sein.“

In die Londoner Ferienzeit fiel ein Besuch beim „Chevalier de Bunsen.“ „Wir reisten — so schildert er die Unterhaltung — nach Ägypten, wo er denn allmählich aufthaute, und nun ging es in die Wissenschaften, von Herodes zu Pilatus und umgekehrt, daß es eine Lust war.“ Aus jeder Zeile des Berichtes leuchtet die Freude darüber hervor, daß Bunsen in ihm den zukünftigen Gelehrten gespürt hatte.

Das Verhältnis zu Arquhart ward inzwischen immer enger, der Prinz stand im regsten Briefwechsel mit ihm und unterstützte ihn bei der Abfassung seiner politischen Flugschriften; „ich wüßte kaum etwas, was ich ihm nicht zu Gefallen thun möchte, wie schwer es sei.“ Er begleitete den Freund öfter auf seinen Agitationsreisen in England, nicht gerade zur Freude des Vaters. „Lieber Papa — schreibt er einmal —, es beunruhigt dich meine lebhafteste Einbildungskraft, meine Schwärmerei für das Morgenland und alles Morgenländische, vielleicht am meisten aber meine Freundschaft und Hochachtung für Arquhart, der als Verächter Europas, als fanatischer Bewunderer des Orients und als Freund des Heidentums nun einmal angesehen wird. Wäre alles dieses in der

That so, wie du glaubst, so hättest du wohl Recht, mich für einen unbesonnenen Phantasten zu halten, und ich würde deine Vorwürfe verdienen. Verzeihe mir aber, wenn ich dir gegenüber zu behaupten wage, daß dem in Wirklichkeit nicht so ist. . . »Wenn wir Christen sind,« so fährst du fort und scheinst dadurch andeuten zu wollen, daß den Morgenländern als solchen jeder sittliche Gehalt abgehe, und es für uns Christen entheiligend sei, mit ihrem Leben und ihrer Lehre und Wissenschaft uns zu beschäftigen. Lieber Vater, was meine eigne Erfahrung über diesen Punkt anbelangt, so ist mir, seit ich im Morgenlande gewesen, das Lesen der heiligen Schrift ein unendlich erhöhter Genuß geworden. . . Seit jener Zeit rührt mich mehr als je zuvor die tiefe Einfachheit der Bibelsprache. . . Glaube nicht, daß ich um Buddhas, Bramas oder Mohammeds willen mich zum Morgenlande hingezogen fühle, und vertraue ein wenig der Empfindung und der Einsicht deines Sohnes.“ Und nach diesem Bekenntnis heißt es weiter: „Nachträglich in Bezug auf Urquhart, so thut es mir leid, daß auch du so geringschätzig von ihm denkst und über ihn schreibst. Mein Verhältnis zu ihm und mein Urteil über ihn sind dir ja schon mehr als genug bekannt, als daß ich noch etwas darüber zu sagen brauchte. Sei es denn genügend, wenn ich hinzufüge, daß er von unserm ersten Zusammentreffen an, sich immer gleich bleibend, stets mein Wohlthäter gewesen ist und mich mit väterlicher Freundschaft behandelt hat. Es ist der einzige unter den vielen sogenannten Freunden, den Zeit und Umstände niemals verändert haben. . . Ich hoffe, lieber Vater — so lautet der Schluß des Briefes —, daß du mich jetzt etwas weniger als zuvor für einen von schwärmerischer Einbildungskraft heimgesuchten Träumer halten wirst. Sollten diese Zeilen deine Besorgnisse beschwichtigen und ein Einverständnis unsrer Ansichten ermöglichen, so würde mich dies sehr glücklich machen; wo nicht, dann weiß ich keinen Rat, als daß ein jeder von uns in der seinigen verharre. Wenn du in diesen Zeilen eine oder die andre dir ungefällige Stelle finden solltest, so halte mich nicht für anmaßend, ich bitte dich, sondern vergieh mir, weil ich geschrieben habe, wie mir's um's Herz ist.“

Trotzdem ward die Besorgnis des Vaters von neuem rege. Auf seine ernstlichen Mahnungen entschuldigt sich der „unverbesserliche Sohn,“ als er Urquhart nach Northumberland begleitet hatte: „Cambridge ist so langweilig, und ich amüsiere mich gerne,“ schließt aber dann mit den Worten: „Seitdem ich mir in aller Unschuld mehrfach die Finger verbrannt und dir noch dazu Unannehmlichkeiten bereitet habe, werde ich allen politischen Hirngespinnsten, seien sie auch die meines besten Freundes, den Abschied geben. Mein Privatverhältnis zu ihm wird nicht darunter leiden.“

Es mag hier gleich noch die Charakteristik Platz finden, die er noch in spätern Jahren von ihm giebt. Wohl beklagt er damals „die heftigen Konvulsionen seines enttäuschten, verbitterten Gemütes, die Kämpfe seines unbändigen

Temperaments“; „aber — fährt er fort — ich kannte ihn anders, ich sah ihn in den ersten Zeiten seines Erfolges, wo er seinen zauberischen, hinreißenden Einfluß auf alle Gemüter noch in vollster Liebenswürdigkeit und Unwiderstehlichkeit ausübte.“

Im Oktober 1852 endete die Schülerzeit zu Cambridge: „Nun ist das Examen überstanden. . . Komisch bleibt es immer, daß ich mit meinem hübschen Namen und Titel und meiner Würde als Orientreisender eine so heillose Furcht vor dem Examen hatte, wie nur je ein armer deutscher Abiturient, der nach der Universität trachtet, oder ein Kandidat, der auf die Anstellung wartet.“

Nach einer kurzen Studienzeit in Heidelberg, wo er im Verein mit der Schwester bei Häußler hörte und Ägyptologie unter Braun trieb, ging er nach Paris. Dort fand er zur Zeit des Krimkrieges ein mächtig bewegtes, anziehendes Leben. Frohe Stunden bot ein Künstlerkreis im Café Frascati, dem unter andern Genz, Güterbogh und Knaus angehörten; auch mit Renan, Amari und Henri Martin ward er bekannt. „Es war ein reiches, schönes Leben, wie ich es noch kaum je genossen hatte, während im Hintergrunde meiner Gedanken der Plan unverrückt feststand, die Erfahrungen meiner Reise nach besten Kräften literarisch zu verarbeiten. Der Verkehr mit geistvollen, vielseitig gebildeten Männern war mir erfreulich und förderlich wie nie zuvor in meinem Leben. Die Anregung, welche ich empfang, fand keine leere Stätte in mir, sondern ein ganzes Saatfeld von Ideen und Arbeitsplänen, auf das etwas wie ein befruchtender Regen fiel.“ Im vierten Stockwerk eines Hauses in der Rue Luxembourg hatte sich der angehende Schriftsteller niedergelassen, die Wohnung hatte „einen Blick zwischen Schornsteinen hindurch auf die Vendomesäule.“ Mitten unter seinen Büchern, in Berührung mit allem, was in der großen Weltstadt an Rang und Geist auf der Höhe stand, gut versorgt durch einen alten Portier und dessen gute Frau, führte der deutsche Fürstensohn das glücklichste Dasein, welches nur durch schwere Krankheit der Schwester und der Mutter getrübt wurde. In den Tuileries nicht minder wie in den Salons des Faubourg St. Germain war er ein gern gesehener Gast.

Von den orientalischen Angelegenheiten hielt er sich zurück. „Obgleich es meinen Freunden so erscheinen mag, als sei ich für die ehemaligen Interessen erstorben oder befände mich in einem Zustande hoffnungsloser Lethargie, so habe ich doch nicht aufgehört, die Sympathie zu hegen, die der gerechten Sache gehört. Rußland — so wird in dem Briefe weiter ausgeführt, und dieses Urteil wird man gerade jetzt nicht ohne Interesse vernehmen — Rußland ist deshalb so groß, weil es nie eine Chance unbenuzt vorübergehen ließ; an diplomatischer List kommt ihm keine Macht gleich. Dennoch wird die Türkei nicht durch Rußland, sondern durch die europäischen Mächte insgesamt vernichtet werden. Dies ist mein felsenfester Glaube, der mich schwerlich betrügen wird.“ Er hatte nur zu Recht, daß die Eastern question viele Jahre lang ein dunkler Fleck für

Europa bleiben würde. „Wir werden wohl beide — schreibt er 1856 einem Freunde — die Lösung dieses Knotens nicht erleben.“

Dem Wunsche des Vaters entsprechend, hatte er sich während eines Aufenthaltes in London bei Hofe gemeldet, wo er freundliche Aufnahme fand. „Trotz allem Zerstreuten und Vergnüglichen kann ich aber doch nicht verhehlen, daß es Stunden giebt, in denen es mir vorkommen will, als könne es doch eigentlich nichts einformigeres geben als das, was man mit dem Ausdruck »die große Welt« zu bezeichnen pflegt. . . Das Ideal meines irdischen Glückes, wenn es nicht anmaßend ist, ein solches zu wünschen, wäre ein schönes, freundliches Heim und eine gute, liebevolle Frau. Das kann ich nun nicht mehr leugnen. Auf dem letzten Hofballe tanzte ich die erste Quadrille mit der Prinzessin Alice (der spätern Großherzogin von Hessen), die zweite mit der Königin, die überaus huldreich und gnädig war. . . Prinzess Alice habe ich etwas näher kennen gelernt, da ich oftmals ihr Tischnachbar sein durfte. Sie ist nicht das, was man eine Schönheit nennt, aber anmutig, angenehm, verständig, gebildet, guten Humors und ohne Vorurteile, ein großes Wort für eine königliche Prinzessin. Der dänische Minister ist krank geworden, der arme Mann, seit die Königin mit mir getanzt hat.“ Drei Wochen später schreibt er: „Ich bin krank gewesen und war infolgedessen auf Stille und Einsamkeit angewiesen, die mich in mich selbst zurückgeführt haben. Vergieb mir, lieber Vater, wenn ich gerade heraus sage, daß ich des hohlen Schwindels des fashionable life allmählich herzlich müde werde. Es paßt nicht zu meinen literarischen Gewohnheiten. Da nun »Dnomander« erträglicher auszufallen scheint und mehr Interesse erweckt, als ich anfänglich zu erwarten wagte, so würde ich doch wohl ein Narr sein, wenn ich auf dem einmal betretenen Wege nicht weiter ginge, der meinem Charakter, meinem Geschmack und meinen Gewohnheiten so durchaus entspricht und auf den ich bereits meine besten Jahre und Kräfte verwendet, oder, wenn du lieber willst, »verschwendet« habe.“ Unter dem Titel „Altes und Neues aus den Ländern des Ostens von Dnomander“ veröffentlichte damals der Prinz sein erstes Werk, welches in Deutschland Beifall fand.

Den Fortgang seiner Studien hemmte auf einmal der Tod der Mutter, welche der Mittelpunkt des Familienkreises gewesen war. Nur langsam hat er diesen schweren Schlag überwunden. Reisen nach Italien und das gesellschaftliche Leben nahmen ihn in den nächsten Jahren sehr in Anspruch, mehr als die orientalischen Studien, mit welchen er sich für seine literarische Laufbahn vorbereitete. Da lernte er 1850 durch Urquhart in der Londoner Asiatic society Goldstücker, einen gebornen Deutschen, seit 1851 Professor des Sanskrit am University College in London, kennen: „Ihm verdanke ich soviel, daß keine Worte genügend sind, es auszusprechen. Er ist mein Lehrer und mein Freund, mein Berater und mein Tröster geworden. Er hat mir beigestanden in meinen verwirren Existenzverhältnissen und war mir die kräftigste Hilfe in meinen

Studien. Durch ihn wurde ich in die Geheimnisse der Sanskrit eingeführt; er nahm mich sofort unter seine Schüler auf, was, fürchte ich, für ihn eine ebenso große Aufgabe war als für mich.“ Schwere Krankheiten, Reisen in England und Frankreich fielen in diese Arbeitszeit. „Dies alles — schreibt er — war dem ernstern Studium freilich wenig förderlich, wie denn überhaupt Geburt und Erziehung hier Schranken ziehen, welche selbst der festeste Wille nicht ganz hinwegzuräumen vermag.“ Die Verlobung des Vaters mit einer jungen Amerikanerin bestimmte ihn 1864 zu einer neuen Reise nach Indien. „Der Abschied war unaussprechlich schwer. . . Ich dachte und fühlte so, als sei es ein Abschied für immer.“

Er schiffte sich am Bord des englischen Kriegsschiffes „Orontes“ ein. „Wäre es denn garnicht möglich — schreibt er von da aus an Goldstücker —, daß ich etwas thun könnte, was ein klein wenig Ihrer Aufmerksamkeit würdig sein dürfte? . . . Meinen Reisezweck im allgemeinen kennen Sie so gut wie ich selbst, vielleicht besser, als ich es überhaupt vermag. Er ist so groß, so weit um sich greifend, daß ich erschrecke, wenn ich ihn fest ins Auge fassen will und . . . nur immer daran denke, was mir für die Möglichkeit eines annähernden Gelingens fehlt: dauerhafte Gesundheit, gelehrtes Wissen, Geld. . . Ich wünsche eine genaue Kenntnis von Indien zu erwerben, selbstverständlich zumeist von den Kulturländern Nordindiens. Ich möchte Natur- und Völkerkunde, Wissenschaft und Kunst in ihrer tausendjährigen Entwicklung studiren mit dem innern Verständnis, welches nur die lebendige Anschauung zu geben vermag. Von diesem wunderbaren Vornehmen ist mir der Sinn geschwellt und die Phantasie erhitzt, ohne daß — und jetzt kommt die Hauptsache — ich nur im Entferntesten eine Idee habe, wie und zu was ich das alles gebrauchen soll. . . Ich habe diese Reise begonnen — fährt er fort — als ein vom Schicksal verschlagener Mensch, fast willenlos, ziellos, und doch getrieben von einer unüberwindlichen Macht, von einer seelischen Gewalt, die keine Vernunft und keinen Widerspruch annimmt und mich vorwärts drängt, ohne daß ich selbst weiß, wohin und wozu.“

Er wurde von den Eingebornen wie von den Engländern freundlich aufgenommen, in festlichem Aufzuge empfing ihn die einheimische Bevölkerung an den alten Tempeln. „Die Brahmanen haben mir den Ehrentitel »Shastri« beigelegt, weil ich mich ohne Vorurteile über das Atertum, ihre Religion, Gebräuche und Schriften unterhalte.“ Gar manchmal flüchtete er sich allein hinaus in die gewaltige, geheimnisvolle Größe der Hindutempelruinen, „um sich in vollkommenster Einsamkeit in buddhistische Grübeleien zu vertiefen.“ „Indien ist vor allem das Land der abstrakten Meditation, oder, wie die praktischen Utilitarier sagen würden, des träumerischen Nichtsthuns. Mag es sein, wie es will; ich fühle mich immer besser nach solch stiller, einsamer Betrachtung der Dinge.“

Die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Vaters gebot den weitem Plänen einen jähen Halt; auf einer Reise nach Palästina war der Vater unerwartet den Anstrengungen erlegen. Der Prinz kehrte sofort zurück; im Hafen

von Marseille hatte sich das Schiff einer mehrtägigen Quarantäne zu unterziehen. Ein heftiger Mistral peitschte die Wellen zu Staub, da tauchte ein Boot auf, das dem Schiffe zulenkte, die Insassen wurden mit Mühe auf Deck gebracht. „Ich stürzte vorwärts in die Arme meiner über alles geliebten Schwester. Sie war es, die mir durch ganz Frankreich entgegengereist war, um mich im wilden Sturm mit Todesgefahr zu begrüßen, ehe ich den Fuß auf europäischen Boden gesetzt. . . Niemals werde ich diesen Augenblick vergessen, noch den großen Blick tiefsten Vertrauens und enthusiastischer Liebe, mit dem sie zu mir sagte: Nun du mir wiedergegeben bist, fürchte ich nichts mehr. Nun wird alles gut.“

Nachdem er der Hochzeit der Schwester beigewohnt hatte, ging er zur Ordnung der Erbschaftsangelegenheiten nach Noer, das nun in seinen Besitz übergehen sollte. „Vier Uhr morgens, am 4. Februar 1866, zog ich in Noer ein, das ich seit Oktober 1849 nicht wieder gesehen hatte. Es war einer der Momente, wie sie wohl keinem Sterblichen völlig erspart bleiben, wo die volle Tragik des Lebens mit ihrer ganzen erschütternden Gewalt mich erfaßte. Sturm- und Meeresbrausen, kahle, gespenstische Baumgruppen, weite, weißschimmernde Felder, einige Dienerschaft mit Lichtern auf der Schwelle und ich, der einsame Mann, der letzte meiner Familie!“

Nach kurzer Rast ging der Prinz wieder nach London, um unter Goldstücker's Leitung seine Sanskritstudien wieder aufzunehmen. Da schied auch das letzte Glied aus dem engern Familientreise, seine Schwester. „Der Tod meiner Schwester — schreibt er seiner Tante, der Königin Karoline Amalie von Dänemark — hat mich furchtbar erschüttert, und der nagende Kummer darüber, sowie der Verdruß über die unselige Verwirrung, welche ich in den Angelegenheiten meines Vaters vorgefunden, haben meine Gesundheit sehr mitgenommen, dies umso mehr, da für mich in dieser Hinsicht nicht viel zuzusetzen ist.“ Dann teilt er mit, daß er abermals in die Fremde hinausziehen wolle, um Nordindien kennen zu lernen. Ihren Einwurf, daß sie nicht begreife, warum er nicht ruhig in Noer bleibe, beantwortete er damit: „Du kennst die Verhältnisse, wie sie durch den Tod meines Vaters herbeigeführt wurden, und du weißt, daß die Existenz auf Noer immerhin eine ziemlich verwickelte Frage geworden ist. Ich kann nicht daran denken, mich zu verheiraten und als Gutsherr in gedeihlicher Thätigkeit zu leben; einsam aber auf Noer zu bleiben, nur um zu sparen und das Verfümte wieder einzubringen, dazu bin ich doch noch zu jung, und es ist gegen meine Natur, ich würde es auf die Dauer nicht aushalten. . . Zu diesem allen kommt aber noch hinzu, daß ich in letzter Zeit zu viel Trauriges erfahren habe, um nicht das Bedürfnis zu empfinden, mich für eine Zeit lang loszureißen und in fremder Umgebung meine Verluste nicht vergessen, aber ertragen zu lernen. Es giebt für solche Zustände ein einziges Heilmittel: ernstes Streben nach irgend einer Seite hin, das die Gedanken erfüllt und beschäftigt.“

Ein Brief aus Indien führt das weiter aus: „Es liegt in dem Lebensgefühl und Bedürfnis jedes denkenden Menschen, daß er sich einer Aufgabe bewußt ist, die er in der ihm zugemessenen Zeit zu lösen hat. Nun wohl, ich hoffe und glaube, daß diejenige, welche ich in mir fühle, nicht Eigensinn oder selbst-erfundene Vorskpiegelung ist, sondern innerliche Wahrheit. Die standhafte Liebe für den Orient, die mir ins Herz gepflanzt ist, bürgt dafür.“

Die trübe Stimmung, die ihn vor seiner Abreise beherrscht hatte, kennzeichnen Einträge in sein Tagebuch: „Wenn alles in Trümmern liegt, so ist im tiefsten Seelenwinkel noch ein Stück Eigenleben übrig, das selbständig ausgelebt sein will. Das fühle ich jetzt.“ — „Sich selbst treu bleiben. Das ist alles!“ — „Jedes Bild braucht einen Hintergrund. So braucht das Leben den Tod.“ Dem Professor Goldstücker meldet er aus Indien: „Anschauung und Erfahrung wachsen täglich, doch wandere ich noch immer nach unbewußten Zielen. Es ist jetzt nicht mehr allein die Sehnsucht und die Begeisterung, die mich weiter treibt, sondern zumeist Vorsatz und Wille.“ Aus Delhi sendet er ihm endlich die Freudenbotschaft: „Inmitten meiner Schwäche und Mutlosigkeit ist mir innerlich ein Etwas in Erscheinung getreten, das mich gleichzeitig erschreckt und beglückt. Lassen Sie sich erzählen: Als ich im vorigen Jahre in der Madrasa von Calcutta bei meinem Freunde Blochmann saß und jener vortreffliche Mann mir über den Kaiser Akbar Auskunft gab, da empfand ich, wie Goethe es ausdrückt, daß das Beste, was wir von der Geschichte haben, der Enthusiasmus ist, den sie in uns erregt. Denn auf meiner Wanderung durch das nördliche Indien fand ich allerorten die Spuren von Akbars Thätigkeit und die Folgen seines Wirkens, mochte es in den großen Bauten sein, die er errichtet hat, oder in den Überlieferungen seiner gewaltigen Kriegsthaten, oder in der weisen Anordnung der Staatsverhältnisse. Sollte dies mir nicht einen willkommenen Anstoß geben zu einer eingehenden Beschäftigung mit dem Leben dieses herrlichen Mannes und dem Einflusse, welchen er auf sein Zeitalter ausgeübt hat? Wäre die Lebensgeschichte dieses Mannes, wie sie aus der Geschichte überhaupt hervorgewachsen ist, nicht der richtige Zielpunkt, in welchem sich alle meine bisherigen planlosen Vorbereitungsstudien zusammenschließen könnten, und würde durch diesen Anschluß nicht der unverstandene Drang, dem ich bis jetzt folgte, zweckdienliches Mittel und der ziellose Instinkt, der mich trieb, zur vernünftig-bewußten Bestrebung werden? Würde diese Idee nicht meine Gedanken aus dem Chaos lösen und meinem Geiste Ordnung und Ruhe geben? Lieber Herr Professor, was sagen Sie? Ist es eine Vermessenheit von mir, solche Gedanken zu hegen, oder können Sie mir Hoffnung geben?“ Auch der Königin Karoline deutet er an, daß er endlich eine Arbeit gefunden habe, die für seine Lebenszeit genügen werde: „Es ist mir ein Plan im Kopfe lebendig geworden, der mein ganzes Streben in einen Rahmen zusammenfassen würde.“ Die immer mehr zunehmende Klarheit und Festigkeit dieser Überzeugung

ward ihm zur reinsten Freude. Begeistert sucht er alle Stätten auf, wo sein Held geweiht hat. „Am 24. März besuchte ich die Sekundra, das prachtvolle Grab des größten Mannes, den Indien je hervorgebracht. Noch nie im Leben war ich so überwältigt als in dem Moment, da ich in dem unterirdischen Gewölbe an dem Grabe meines Lieblingshelden stand,“ und als er in Delhi weilend die Summen und die Zeit überschlägt, welche ihm die indische Reise gekostet hat, bricht er schließlich in die Worte aus: „Doch bin ich glücklich, denn es ist mir ein Stern im Geiste aufgegangen, um dessentwillen ich alle Mühsale segne; eine Idee: »Albars Leben,« das fortan der Inhalt meines eignen sein wird.“

Eine schwere Erkrankung zwang ihn, die indische Reise früher, als er gewollt hatte, abzubrechen und heimzukehren, aber er hatte doch „den sichern Punkt gewonnen, der die Richtung für die Zukunft anzeigte.“

Behn glückliche Jahre waren ihm noch in der Heimat auf Noer beschieden. Im April 1870 schreibt er der Königin Karoline: „Ich muß dich heute von einem sehr wichtigen Schritt in Kenntnis setzen, welchen ich in diesen Tagen ausgeführt habe. Ich bin nämlich in Berlin gewesen, wo Se. Majestät der König mich auf mein Ansuchen zum Grafen von Noer ernannt hat. Mit diesem Schritt habe ich mich nicht nur von der leidigen Politik losgelöst, sondern ich kann mich nun auch nach meines Herzens Neigung verheiraten. Liebe Tante, nimm es freundlich auf, wenn ich dir die Mitteilung mache, daß ich mich vorgestern mit einer bürgerlichen Dame, Fräulein Eisenblut aus Hamburg, verlobt habe. Ich bin gewiß, daß du uns zu unsrer bald bevorstehenden Vereinigung, von welcher das Glück meines Lebens abhängt, deinen Segen geben wirst, den ich ungern vermissen würde.“

In seiner Frau, welche aus einer deutschen Familie in Venezuela abstammte, aber in Deutschland erzogen worden war, hatte der Graf von Noer eine Lebensgefährtin gefunden, wie er sie sich nur wünschen konnte, eine Frau, die selbst seinen gelehrten Studien warmes Interesse entgegenbrachte. Im Vollgefühl seines Glückes schreibt er einem englischen Freunde: „Ich möchte es Ihnen sagen, daß ich vollkommen glücklich bin . . . ich kann nicht aussprechen, wie unsäglich dankbar ich bin, dies erfahren und genießen zu dürfen, sei es auch nur für kurze Zeit. Auf diesem letztern Gedanken leuchten die wonnigen Tage in doppeltem Glanze.“

Die Gräfin Carmen war es, die ihn nach jahrelanger Pause, in welcher ihn sein Glück ganz und gar erfüllte, anregte, ernstlich an die Bearbeitung von Albars Leben zu denken; sie schrieb dann nach seinem Diktat die einzelnen Abschnitte nieder. Schwer traf den Grafen in diesen Jahren der Tod Goldstückers: „Er war mir mehr als Freund und Lehrer, er war mein geistiger Vater.“ Seine eigne Gesundheit war bedenklich erschüttert: „Ich fühle zuweilen eine Hinfälligkeit in mir, die mir früher nie aufgefallen ist und die sich allmählich auf die Dauer einzurichten beginnt,“ doch vermochte dies nicht das glückliche Leben in Noer anhaltend zu stören. „Wohin ich gehe — berichtet das Tage-

buch —, sehe ich Bilder meiner Jugend auftauchen, und in den schattigen Waldwegen folge ich den gesegneten Schritten meiner Mutter, die hier einst schaffensfreudig wandelte. Von ferne höre ich das Jauchzen meiner Kinder; ich jauchze mit, denn ich bin glücklich, und wiegt nicht ein Tag des reinsten Glückes ein halbes Leben? Ich wandere mit Carmen und den Kindern im Garten umher, wir pflücken Körbe voll Rosen! Dann gehen wir durch den stillen Wald an den Strand, wo wir lange sitzen, aufs blaue Meer schauen und dem Wogenrauschen lauschen. Es zieht mich an den Strand, immer, wenn sich die alten Erinnerungen so übermächtig in mir regen! Der Sonnenuntergang mit seiner glühenden Farbenpracht auf den weißschäumenden Wogen umwallte die alte Heimat mit fremdem Schimmer! Ich hätte mich an die Küste von Coromandel versetzt glauben können. Abends spielte Carmen mir lange Beethoven vor, während ich, wie ich es dann zu thun pflege, auf- und abging und über Akbar meditierte!“

1880 erschien der erste Teil von dem Leben Akbars, des größten Herrschers, welchen die Dynastie der Großmoguls hervorgebracht hat; Fachmänner rühmen an dem Buche die geschmackvolle, auf guten Studien beruhende Darstellung und den gesunden Enthusiasmus des Verfassers. Noch vor dem Erscheinen dieses ersten Bandes hatte die philosophische Fakultät der Universität Kiel dem Prinzen die Doktorwürde verliehen. Eine letzte Freude war ihm wenige Monate vor seinem Tode beschieden, einem Freunde teilt er jubelnd mit: „Das Exil ist aufgehoben und meine Frau und ich sind zum erstenmale wieder bei den Verwandten in Dänemark gewesen. Was das heißen will, werden Sie besser fühlen können, als ich es zu beschreiben vermöchte.“

Am 25. Dezember 1881 erlag er zu Noer qualvollen Leiden.

Einen edeln Ehrgeiz hatte der Fürst, insbesondre Freunden gegenüber, nicht verhehlt: „Mir scheint literarischer Ruhm eines der schönsten, edelsten und unvergänglichsten Dinge, die ein Mensch erstreben kann, und ich meine, daß er, neben der ernstesten religiösen Überzeugung, das Einzige ist, welches den Menschen über alle Wechsel des Irdischen hinausstellt.“ Da wird es ihm eine große Befriedigung gewesen sein, daß er wenigstens den ersten Teil seines „Kaiser Akbar“ vor seinem Tode erscheinen sah. Das Vorwort belehrt uns, daß der Verfasser keine fachmännischen Untersuchungen vorlegen will, er will vielmehr versuchen, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf das neuere Indien und auf Akbar zu lenken. Erwachsen aus dem besten Willen und aus gesundem Enthusiasmus, giebt das Werk unter Weglassung der Einzelheiten ein in großen Zügen gezeichnetes Bild des gewaltigen Mongolenfürsten, eine des Gegenstandes würdige Leistung. Georg Hoffmann in Kiel hat nach des Prinzen Tode die Herausgabe des zweiten Teiles besorgt.

Politische Enthüllungen bringen die Briefe und Tagebücher nicht, sie führen den Lebenslauf eines Mannes vor Augen, welcher sich nur in engeren Kreisen bewegt hat, und in solchen wird das Buch auch seine Leser suchen und finden.